Briefe an eine moderne Frau

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 21

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748303

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Briefe an eine moderne Frau.

Von F. O. Schmid.

I.

Verehrte Freundin! Es iſt eine ausgemachte Sache: Sie gehören zu den Götterlieblingen. Nun ſitzen Sie alſo, während der Herr Gemahl die weite Reiſe macht, mit Ihrer Schweſter und der lieben Kleinen droben in Ihrem Sommerhäuschen und genießen den Frühling und die Einſamkeit. Kann mir's denken, wie ſchön es jetzt dort oben iſt. Nichts als friſches Grün, Blütenduft, Sonnenſchein und Himmelsbläue, dazu die große ruhevolle Umgebung und in der leiſe verſchwimmenden Ferne die klaren Firne des Schneegebirges. Säße ich zurzeit nicht hier in Bellaggio, wo man die „Seligkeit des Daſeins“ auch einigermaßen genießen kann, ſo möchte ich der vierte im Bunde ſein. So aber muß ich mir Ihren Wunſch, aus der Ferne hin und wieder etwas mit Ihnen zu plaudern, Befehl ſein laſſen und mich vorläufig damit begnügen. Sie meinen, Sie könnten bei dieſem brieflichen Gedankenaustauſch viel lernen. Ich höre die Botſchaft wohl, allein der Glaube fehlt mir. Wiſſen Sie, was A. W. v. Schlegel ſagt: „Im richtigen und tiefen Seelengefühl des Wahren übertreffen die Frauen, welche zum Guten und Schönen gebildet ſind, bei weitem die meiſten Männer.“ Wenn mich nun mein logiſches Denkvermögen nicht trügt und der brave Schlegel recht hat, woran ja nicht zu zweifeln iſt, ſo iſt der Vorteil ganz auf meiner Seite. Jedenfalls will ich mich bemühen, bei dem ungleichen Verhältnis nicht gar zu ſchlecht abzuſchneiden und zu geben verſuchen, „was ein armer Mann, wie Hamlet iſt“, zu geben vermag.

Sie fragen mich, was Sie von Ibſen außer „Rosmersholm“, den „Stützen der Geſellſchaft“ und der in Schönheit ſterbenden Tochter des Generals Gabler noch leſen ſollen. „Weil Kürze denn des Witzes Seele iſt, Weitſchweifigkeit der Leib und äußre Zierat, faß' ich mich kurz“: Leſen Sie „Ein Puppenheim“ und wenn Sie fertig ſind, leſen Sie es nochmals und dann nochmals. Eine Frau, und namentlich eine verheiratete, kann dieſes Stück nicht genug kennen. Es enthält an vernünftiger Auffaſſung der Stellung der Frau im modernen Leben mehr als alle Emanzipationsbücher, extremen Verhimmelungsſchriften und Jeremiaden über das Märtyrertum des Weibes zuſammengenommen.

Hier kurz der Inhalt: Nora, das verzärtelte und verzogene Kind eines zärtlichen und leichtlebigen Witwers, wird die Frau des Advokaten

Helmer. Selbſtändig denken hat ſie nie gelernt und das Leben und die Erfahrung haben ſie's bis dahin nie gelehrt. Ihr Vater hat ſie immer ſein Puppenkind genannt, ſie hat ſeine Anſichten und Ideen zu den ihrigen gemacht, ohne ſich Rechenſchaft darüber zu geben, ob ſie auch für ſie paßten und ihrer Individualität entſprächen. Nun kommt ſie in das Haus Helmers. Dieſer iſt einer jener ſüßlich-vornehmen Schöngeiſte, die das Leben nirgends feſt anzupacken wagen, aus Furcht von ihm wieder angepackt zu werden, die deshalb jeden Konflikt mit der Welt aufs ängſtlichſte vermeiden und ihr gegenüber immer den ſchönen Schein zu wahren ſuchen, mag es dann nach innen ſo faul ſein, wie es will. In dieſes Haus kommt nun Nora und das alte Spiel ſetzt ſich fort. Von einem ſelbſtändigen geiſtigen Leben iſt auch hier keine Rede. So wie ſie früher die Ideen ihres Vaters angenommen hat, ſo nimmt ſie nun die ihres Mannes an, zu deſſen völliger Korrektheit ſie mit dem gläubigen Erſtaunen eines verliebten Kindes emporblickt. Die Perſonen haben gewechſelt, aber das Reſultat bleibt das gleiche. Er nennt ſie ſein Eichhörnchen, ſeine Lerche, ſein Singvögelchen, er ſpielt und tändelt mit ihr, aber daß er einmal ein ernſtes Wort mit ihr wechſelte, das fällt ihm gar nicht ein. Dem ſelbſtſüchtigen und oberflächlichen Egoiſten iſt die Frau ſo wie ſie iſt ganz recht.

Da wird Helmer ſchwer krank. Die Ärzte vertrauen Nora an, daß nur eine längere Reiſe nach dem Süden ihn retten könne. Das Geld dazu iſt nicht vorhanden, Geld aufnehmen, Schulden machen, das will der korrekte Helmer nicht, um ſo mehr als er ſelbſt keine Ahnung hat von der Schwere ſeiner Krankheit. Noras eigener Vater, der vielleicht hätte helfen können, liegt im Sterben. Da begibt ſich die junge, unbeſonnene und unerfahrene Frau, die in ihrer Liebe den Mann um jeden Preis retten will, in die Hände eines Winkeladvokaten Krogſtad, der ihr auf die Unterſchrift ihres Vaters hin das Geld leihen will. Da der Vater im Sterben liegt, ſo fälſcht ſie deſſen Unterſchrift auf einem Wechſel. Sie glaubt ſich im Recht, weil ſie es aus Liebe tut. Helmer ſagt ſie, das Geld komme von ſeinem Schwiegervater, ſie reiſen nach dem Süden und er wird gerettet. Mehrere Jahre vergehen, in denen dem Ehepaar drei Kinder geboren werden. Es gelingt Nora, durch Erſparniſſe, die ſie macht, in dieſem Zeitraum einen Teil der Schuld abzutragen. Da droht Krogſtad, der durch Helmer, ſeinen jetzigen Vorgeſetzten, aus ſeiner mühſam bei einer Bank errungenen Stellung gedrängt werden ſoll, alles an den Tag zu bringen. Nora ſieht ein, daß ſie nicht mehr verhindern kann, daß vorerſt ihr Mann ihre Schuld erfährt. Sie denkt ſchon daran, freiwillig aus dem Leben zu ſcheiden, aber ſie hofft noch auf das Wunderbare, ſie meint, weil ſie, was ſie getan, aus Liebe zu Helmer tat, ſo werde er ihr verzeihen, ſo werde er vielleicht

ſogar die Schuld auf ſich nehmen. Aber das Wunderbare kommt nicht. Als Helmer die Tatſachen erfährt, da ſieht der ſchöngeiſtige und dazu feige Egoiſt nur ſich ſelbſt und den Skandal, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtet. Er beſchimpft ſeine Frau mit gemeinen Worten, er ſagt, daß man um jeden Preis den Schein retten und die Sache vertuſchen müſſe. Er ſieht nicht das arme, geſchlagene Weib, das in ſeiner großen Liebe vergeblich auf das Wunderbare gehofft hatte. Wie nun aber die Wendung kommt, wie Krogſtad durch eine glückliche Änderung in ſeinem Leben auf die Geltendmachung ſeiner Rache verzichtet und ſomit vor der Welt alles gerettet iſt, da nennt Helmer ſeine Frau ſofort wieder ſein Singvögelchen, da verzeiht er ihr großmütig und alles iſt wieder gut. Aber in dem jungen Weibe iſt in dieſer Stunde eine durch alles Geſchehene längſt vorbereitete Umwandlung vor ſich gegangen. Wie Schuppen iſt es ihr von den Augen gefallen, und ſie hat erkannt, daß ſie nur eine Puppe geweſen iſt in dieſem Hauſe all die Zeit her und daß ihr Mann ſie nur aus Egoismus liebte. Deshalb will ſie nicht mehr länger bei ihm leben und ſie geht. In jener großartigen Schlußſzene des III. Aktes ſagt ſie zu Helmer: „Das iſt es eben. Du verſtehſt mich nicht. Und ich habe dich ebenfalls nicht verſtanden — bis zu dieſer Stunde. Bitte, unterbrich mich nicht! Du ſollſt mich anhören. — Es iſt eine Abrechnung, Torvald. — Wir ſind jetzt acht Jahre verheiratet. Fällt es dir nicht auf, daß wir — du und ich, Mann und Frau — heute zum erſtenmal ein ernſtes Geſpräch miteinander führen?“

Als ihr Helmer antwortet, das wäre doch nichts für ſie geweſen, ſagte ſie: „Da ſind wir bei der Sache. Du haſt mich nie verſtanden — Ihr habt viel an mir geſündigt. Zuerſt Papa, dann du. Als ich zu Hauſe bei Papa war, teilte er mir alle ſeine Anſichten mit und ſo bekam ich dieſelben Anſichten. War ich aber einmal anderer Meinung, ſo verheimlichte ich das; denn es wäre ihm nicht recht geweſen. Er nannte mich ſein Puppenkind und ſpielte mit mir, wie ich mit meinen Puppen ſpielte. Dann kam ich zu dir ins Haus — ich meine, dann ging ich aus meines Vaters Händen in deine über. Du richteteſt alles nach deinem Geſchmack ein und ſo bekam ich denſelben Geſchmack wie du, oder ich tat nur ſo: ich weiß es nicht mehr genau — vielleicht war es auch beides: bald ſo und bald ſo. Wenn ich jetzt zurückblicke, ſo iſt mir, als hätte ich hier wie ein Bettler gelebt — nur von der Hand in den Mund. Ich lebte davon, daß ich dir Kunſtſtücke vormachte, Torvald, du wollteſt es ja ſo haben. Du und Papa, ihr habt euch ſchwer an mir verſündigt. Ihr ſeid ſchuld daran, daß nichts aus mir geworden iſt. — Unſer Heim war nichts anderes als eine Spielſtube. Hier war ich deine Puppenfrau, wie ich zu Hauſe Papas Puppenkind geweſen bin. Und unſere Kinder, die waren wiederum meine Puppen. Wenn du mit mir

ſpielteſt, ſo bereitete mir das gerade ſolchen Spaß, wie es den Kindern Spaß machte, wenn ich mit ihnen ſpielte. Das iſt unſere Ehe geweſen, Torvald.“

Helmer ſagt darauf: „Etwas Wahres liegt in deinen Worten, — ſo übertrieben und überſpannt ſie auch ſind. Aber von jetzt an ſoll es anders werden. Die Tage des Spielens ſind nun vorüber; jetzt kommt die Zeit der Erziehung.“ Nora entgegnet ihm: „Ach, Torvald, du biſt nicht der Mann, mich zu einer richtigen Frau für dich zu erziehen. Und ich — bin ich denn für die Aufgabe gerüſtet, Kinder zu erziehen? Ich bin der Aufgabe nicht gewachſen. Zuvor muß ich eine andere Aufgabe löſen. Ich muß verſuchen, mich ſelbſt zu erziehen. Und du biſt nicht der Mann, mir dabei zu helfen. Und darum verlaſſe ich dich jetzt.“

Helmer hält ihr vor, ſie liebe ihn nicht mehr, und ſie erwidert darauf: „So iſt es.“ Er fragt ſie, wodurch er ihre Liebe verſcherzt habe. Sie antwortet: „Es war in der Stunde, als das Wunderbare nicht kam, und da ſah ich, daß du nicht der Mann biſt, für den ich dich gehalten hatte. Acht Jahre lang hab ich geduldig gewartet; denn, du lieber Gott, ich ſah ja ein, daß das Wunderbare nicht wie ein Alltägliches kommen könne. Dann brach das Verderben über mich herein, und nun war ich unerſchütterlich feſt davon überzeugt: Jetzt kommt das Wunderbare. Als Krogſtads Brief draußen lag, da dachte ich auch nicht einen Augenblick, du werdeſt dich den Bedingungen dieſes Menſchen fügen. Ich war feſt überzeugt, daß du ihm entgegnen würdeſt: Tu es nur der ganzen Welt kund! Und wenn das geſchehen, ſo glaubte ich felſenfeſt — dann werdeſt du hervortreten und alles auf dich nehmen und ſagen: Ich bin der Schuldige. — Du meinſt, ich würde ein ſolches Opfer niemals von dir angenommen haben? Natürlich nicht. Aber was hätten meine Verſicherungen gegenüber den deinen gegolten. — Das war das Wunderbare, worauf ich in Angſt und Bangen gehofft habe. Und um das zu verhindern, hätte ich meinem Leben ein Ende gemacht. — Als ſie aber vorüber war, — deine Angſt — nicht vor dem, was mir drohte, ſondern vor dem, was dich ſelber treffen könnte, als alle Gefahr vorbei war — da tateſt du, als ob nichts geſchehen ſei. Genau ſo wie ſonſt war ich wieder deine kleine Lerche, deine Puppe. — Torvald, in dieſem Augenblick kam ich zu der Erkenntnis, daß ich hier acht Jahre lang mit einem fremden Manne zuſammen gehauſt und daß ich drei Kinder mit ihm gehabt hatte.“ —

Und nun geht ſie von ihm — und von den Kindern. Ich weiß beſtimmt, daß ſich gegen dieſes letztere die Mutter in Ihnen auflehnt, wie ſich bis jetzt noch faſt alle Mütter gegen dieſen Schluß aufgelehnt haben. Aber Sie ſind hier ſelbſt Partei und haben kein objektives Urteil. Ibſen hat hier nur getan, was im Leben ſo wenige zu tun wagen:

die letzten Konſequenzen zu ziehen. Er ſagt mit vollem Recht, daß wer nicht ſelbſt ein ganzer Menſch, eine Individualität, wer nur Puppe ſei, auch nicht die Fähigkeit beſitze, Kinder zu erziehen, ſo wie ſie erzogen ſein müſſen, wenn ſie in der Welt nicht nur etwas ſcheinen, ſondern auch etwas ſein ſollen. Und es iſt ſicher, eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen und ein Reicher ins Himmelreich kommen, bevor eine unſelbſtändige Frau Kinder zu ſelbſtändigen Menſchen zu erziehen vermag. Und weil Nora dies einſieht, weil ſie ihren Kindern das gleiche Schickſal, das ſie betroffen, erſparen möchte, darum geht ſie, um ſich zuerſt die Fähigkeit und die Berechtigung zum Kindererziehen zu erringen. Wenn man hier von Liebloſigkeit ſprechen will, ſo muß man bedenken, daß ja Nora ihre Kleinen ebenfalls nur als Puppen gekannt hat, die wohl meiſtens von den Dienſtboten beſorgt wurden und mit denen ſie infolgedeſſen nicht durch jene tauſend kleinen Sorgen und Dinge verbunden war, die ein Mutterherz erſt unlöslich mit dem Kinde verknüpfen.

Ibſen hat übrigens dieſes Thema von der Selbſtändigkeit der Frau ſchon früher, namentlich in den „Stützen der Geſellſchaft“ und im „Bund der Jugend“ angetönt, wie er es auch ſpäter immer wieder brachte. Als im „Bund der Jugend“ über Erik Bratsberg das Unglück hereinbricht und er zu ſeiner jungen Frau ſagt: „Selma, komm laß uns gehen. Jetzt biſt du das einzige, was ich noch habe. Wir müſſen das Unglück zuſammen ertragen,“ da antwortet dieſe ihm und ſeinen Verwandten leidenſchaftlich: „Das Unglück? Es zuſammen ertragen? Bin ich jetzt gut genug? — Nein ich will nicht! Ich kann nicht länger ſchweigen, heucheln und lügen! Jetzt ſollt ihr's wiſſen. Nichts will ich ertragen! — O, wie habt ihr mich mißhandelt! Schändlich — einer wie der andere! Immer ſollt ich nehmen; nie durft ich geben. Ich bin die Arme unter euch geweſen. Nie kamt ihr, irgendein Opfer von mir zu fordern; ich war nicht gut genug, auch nur das Kleinſte mitzuertragen. Wie hab ich nicht gedürſtet nach einem Tropfen von euren Sorgen! Doch wenn ich bat, ſo habt ihr immer nur mit einem leichten Scherz mich abgewieſen. Ihr zogt mich an, wie eine Puppe; ihr ſpieltet mit mir, wie man mit einem Kinde ſpielt. Und ich hätte doch mit heller Freude Schweres getragen; ich hatte eine ernſte Sehnſucht nach allem, was da ſtürmt und emporhebt und erhöht.“

Ibſen hat eben ſchon lange erkannt, daß wir in einer neuen Zeit ſtehen, er hat aus all den extremen und — bei jeder neuen Bewegung iſt dies zu konſtatieren — vielfach übers Ziel hinausſchießenden Emanzipationsgelüſten, die große ſtarke Sehnſucht herausgefühlt, die darin lebendig iſt, die Sehnſucht des Weibes, nicht nur Puppe und Spielzeug und Waſchfrau und Kochfrau zu ſein, ſondern ein ſelbſtändiges Weſen,

vor allem ein Menſch wie wir, der ſeinen Teil an der Laſt des Lebens tragen will. Die Geſetztafeln, die jener Mann, der da vergeblich wider den Stachel löckte und der dann aus einem Saulus ein Paulus wurde, aufſtellte und auf die er ſchrieb: „Wie in aller Gemeine der Heiligen laſſet eure Weiber ſchweigen; denn es ſoll ihnen nicht zugelaſſen werden, daß ſie reden, ſondern ſollen untertan ſein“, „Einem Weibe geſtatte man nicht, daß ſie erziehe oder lehre, ſondern ſie gehorche, diene und ſei ſtille“, dieſe Geſetztafeln hat der Geiſt einer neuen Zeit längſt zerbrochen. Und was ſeit Plutarchs „Eine Frau darf keine eigene Leidenſchaft beſitzen, ſie muß Scherz und Ernſt, Tiefſinn und Fröhlichkeit mit ihrem Mann gemeinſam haben“, ſeit dem abſchätzigen Urteil des Jean de la Bruyère, ſeit Schopenhauers grimmigen, von Haß und Peſſimismus erfüllten Sätzen, in denen er das Weib auf den Standpunkt der alten Orientalen zurückdrängen wollte, ſeit Nietzſches ſchwächlicher Weisheit, „Du gehſt zu Frauen, vergiß die Peitſche nicht“, ſeit Tolſtoi, Strindberg, Otto Weininger und wie ſie alle heißen, die in dieſem Punkte gaſtlich zuſammenkamen, was ſeit dieſen allen an leidenſchaftlicher Weiberverachtung geleiſtet wurde, das iſt für uns zum größten Teil nur mehr Schall und Rauch. Dieſe Leute ſpotten ihrer ſelbſt und wiſſen nicht wie! Als ob nicht jeder Vernünftige ſchon lange erkannt hätte, daß ſie alle „am Weibe krankten“, daß das, was ſie ſchrieben nichts war als der rein ſubjektive Ausfluß einer perſönlichen Verbitterung gegen die Frau, dem man ein philoſophiſches, ein wiſſenſchaftliches Mäntelchen umhängte, um ihm den Schein der Objektivität zu geben. Auf der Höhe allgemeiner Menſchenwürde klingen dieſe von des Gedankens Bläſſe angekränkelten Worte nicht mehr, ſie fallen zu Boden und verderben, bevor ſie das Ohr des vernünftig denkenden Mannes erreicht haben, der weiß, daß die Stellung der Frau nicht unter ihm, ſondern neben ihm iſt, daß er in ihr weder eine Dienerin, noch ein Spielzeug, ſondern eine treue Gefährtin zu ſuchen hat.

Und eben dem redet Ibſen in faſt allen ſeinen Werken, vor allem in dem namentlich von Frauen und Müttern ſoviel geſchmähten „Puppenheim“ das Wort. Er, der große und unerbittliche Wahrheitskünder, iſt auch hier der Apoſtel eines reinern, freiern Menſchentums, der Prophet des neuen Bundes, der da aufgerichtet wird zwiſchen Mann und Weib und in dem beide Glieder als gleichberechtigte und ſelbſtändig denkende Menſchen nebeneinander ſtehen. Ich glaube denn auch beſtimmt, daß eine Frau, die nicht denkt (eine denkende Frau braucht noch lange keine „gelehrte“ Frau zu ſein, ſie braucht wenig oder nichts zu wiſſen von all dem gelehrten Zeug, mit dem ſich viele auf Koſten der Herzens- und Gemütsbildung den Kopf vollpfropfen), die kein eigenes Seelenleben hat, nicht nur unfähig iſt, Kinder richtig zu erziehen, ſondern daß

ſie auch noch den Mann herabzieht — wenn er ſie liebt. Denn die Liebe iſt ja bekanntlich ſtärker als alle Logik und Urteilskraft und dann gibt es ja da ein ſehr gefährliches Geſetz, das Geſetz der Wandlung. Was meinen Sie dazu?

Doch wir wollen für heute den Schatten des großen Ibſen ruhen laſſen; es brauchte ja eigentlich „kein Geiſt vom Grabe her zu kommen“, um Ihnen das alles zu ſagen, aber es iſt doch gut, wenn man dieſe Dinge von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht.

Sie ſchreiben, Sie hätten jetzt manchmal ſo Sehnſucht nach Ihren Kinderjahren. Das geht nicht nur Ihnen ſo. Ich will Ihnen aber einen guten Rat geben. Leſen Sie einmal Otto Ernſts „Asmus Sempers Jugendland“. Es iſt ein herrliches Buch. Dann namentlich auch in „Diesſeits“ von Hermann Heſſe die beiden Erzählungen „Aus Kinderzeiten“ und „Heumond“ und nicht zuletzt Meinrad Lienerts „Das war eine goldene Zeit“. In Heſſes „Diesſeits“ ſtehen folgende Sätze: „Wenn einer ſeine Kindheit lieb hat und ſich je und je bei ihr zu Gaſte ladet, den Staub von ſich ſtreift und ſich ohne Gedanken wieder in ihre Wildniſſe verliert, der hört noch einmal Quellen reden und Wolken ſingen, ſieht das Licht der Sonne gütig ſich zur Erde neigen und alle Dinge mit einem Duft von Schönheit und Märchen umgeben. Und viel reicher und mächtiger und ſchöner könnten wir alle ſein, wenn wir häufiger auf jenen Pfaden gingen und feſter an dem goldenen Bande hielten, das uns mit der Kindheit und mit allen Quellen unſerer Kräfte zuſammenhält.“

Das alles können Sie haben — und es iſt doch gewiß nicht wenig — wenn Sie ſich etwas in dieſe Bücher vertiefen.

Ihre Schweſter will Zola und Maupaſſant leſen und Sie wollen es nicht zugeben. Warum denn nicht? Doch wir wollen dann das nächſte Mal darüber reden, es würde mich heute zu weit führen und ich ſoll Ihnen ja noch eine Schilderung des Frühlings in Bellaggio geben. Sie meinen, es ſei jetzt Mitte Mai gewiß ſchön hier und, um das arme Wort nicht vergeblich totzuhetzen, ſage ich einfach: unvergleichlich ſchön. Überall blühen die Roſen, die Azaleen, die Glyzinen und wie die tauſend Blumen und Sterne noch alle heißen, die ſich ſtaunend zum Lichte emporringen, überall ein jubelndes Evangelium des Werdens, das leuchtend hervordringt aus Luft und Erde, überall dieſe prachtvollen Farbenreflexe, die über den Fluren liegen wie ein Traum und bei jedem Schritte wechſeln, wie die durcheinanderfließenden Töne des Regenbogens, wie die leuchtenden Farben des Sonnenſtrahls, der ſich im klaren Edelſteine bricht. Dazu das wunderbare Landſchaftsbild mit ſeinen weichen ſehnſüchtigen Linien, die in den klaren Fluten des Sees verlaufen, dem friſchen Grün der Laubbäume und den wie ernſte,

ſchweigſame Wächter daſtehenden dunklen Zypreſſen, die der Gegend jenes gewaltig Stimmungsvolle geben, das uns aus den Gemälden eines Böcklin ſo ſehr an die Seele greift. Ich weiß nicht, warum ich dieſe Bäume ſo ſehr liebe, aber es iſt ſo. Es iſt mir immer, als ob etwas Geheimnisvolles in ihnen verborgen läge, als wüßten ſie von ſeltſamen Geſchichten zu erzählen, jenen Geſchichten, über die man ſinnt bis an die Nacht und nachher noch mit großen offenen Augen im Bette liegt und zur Decke emporſtarrt, Geſchichten, die ſo weit ſind wie das Meer und ſo tief wie ein ernſtes und reiches Menſchenleben. Und das alles, die Blütenpracht und das Grün der Bäume und das Dunkle und Geheimnisvolle der Zypreſſen und die weichen Linien der Landſchaft, klingt mit der duftverſchleierten Ferne und dem tiefblauen Himmel in einen großen Akkord des Schönen und Erhabenen zuſammen. Es iſt mir manchmal in all dieſer Schönheit, als ob ich durch ein lichtes Traumland ſchritte, die Seele voller Melodien, Roſen auf allen Wegen und heiter lachende Geſichter rings umher.

Vor mir der ſeligklare See,
Voll Roſen rings die blaue Luft,
Wohin ich trunknen Blickes ſeh',
Mich eine Welt voll Schönheit ruft.

Ein tiefer Friede iſt in mir,
Weiß nicht warum, weiß nicht woher.
Ich fühl' nur leiſe, daß ich hier
Ein volles Seligſein ſchöpf' leer.

Die Verſe ſind ſchlecht — mögen die ewigen Götter ſie mir verzeihen — aber das Gefühl darin iſt echt und das iſt die Hauptſache. Man wird hier ein ganz anderer Menſch als auf der nördlichen Seite der Alpen. All das Kleinliche und Erbärmliche, das der Winter in uns aufgehäuft hat, verſinkt ins ſchweigende Nichts, es wird weſenlos und man ſieht nur noch das Schöne und Erhabene, die großen Zuſammenhänge, alles andere iſt vergeſſen. Dieſe Gegend iſt ein Nirwana für den Geiſt. Die Gedanken haben alle keine Schärfe, ſie richten ſich nicht auf um gegen etwas Sturm zu laufen, ſie kämpfen nicht und drohen nicht, ſie ſtehen nur ſtill am Wege und lächeln wie ſelige Kinder und lauſchen auf die geheimnisvoll unter der Oberfläche fortrauſchenden Ströme alles Seins und Werdens, über denen der Glanz des Göttlichen und Ewigen liegt. Ich glaube, hier könnte kein neuer Sturm und Drang geboren werden, hier müßte man etwas ſchreiben, das ſo weich und ſehnſüchtig iſt, wie dieſe Landſchaft. Vielleicht das Lied einer großen, heiligen Liebe, einer Liebe, die gehungert und gedürſtet hat nach Glück, die in dunklen, heimwehkranken Nächten verlangend aufgeſchrien hat vor Sehnſucht und

Schmerz und an Tagen voller Qual und Angſt heimliche Tränen weinte vor Einſamkeit und bangem Verlorenſein, einer Liebe, die mit blutigen Füßen und einer Dornenkrone auf dem Haupt im Staub gegangen iſt, während andere auf hohem Roſſe ſtolz und höhnend auf der breiten Straße des Lebens an ihr vorbeiritten, einer Liebe, die in tauſend Qualen gezittert und mit allen finſtern Mächten gerungen, die klagend über weite Meere und vereiſte Höhen irrte, bis ſie endlich ihr Ziel gefunden, jenes Einzige, Hohe, Wunderbare, das unſere Lebenskähne mit Träumen voller Sehnſucht und Träumen voller Glücksverlangen belaſtet und das doch ſo ſelten, ach ſo wunderſelten iſt in der Welt. So etwas müßte man hier ſchreiben und die ganze Gegend, ihr Heimweh, ihre leiſe Schwermut und weiche Schönheit müßten darin liegen. Ich denke hiebei etwa an das, was in der Muſik von Triſtan und Iſolde zum Ausdruck kommt, nur mit einem heitereren Schluß — oder auch nicht. Der Schluß braucht ja eigentlich gar nicht heiter zu ſein! Was meinen Sie dazu, ſchöne Frau? Die meiſten dieſer Geſchichten haben ja einen traurigen Schluß — „ein altes Märchen endigt ſo“ — und es entſpricht dies der Wirklichkeit und dem Leben ja auch mehr. Ich plädiere alſo für den traurigen! Ein Triſtan findet ſich wohl leicht. Und die Iſolde? . . . .

Doch ich muß aufhören. Es iſt bereits tief in der Nacht und alles in ſchweigendes Dunkel gehüllt. Unter meinem Fenſter plätſchern leiſe die Wellen am Ufer, ein feuchtes Flimmern liegt in der Luft, alles iſt voll Duft und verſchwimmende Muſik. Droben am tiefblauen Nachthimmel aber wandern in majeſtätiſcher Ruhe die ewigen Sterne.

„Ein Ungeſtilltes, Unſtillbares iſt in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe iſt in mir, die redet ſelber die Sprache der Liebe.

Nacht iſt es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen — nach Rede verlangt mich.

Nacht iſt es: nun reden lauter alle ſpringenden Brunnen. Und auch meine Seele iſt ein ſpringender Brunnen.

Nacht iſt es: nun erſt erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele iſt das Lied eines Liebenden.“

Alſo ſprach Zarathuſtra!

Leben Sie wohl, ſchöne Freundin. Ich verbleibe mit vielen Grüßen der Ihrige.